

Fenster zur Stadt Ein Besuch im »StadtPalais – Museum für Stuttgart«

Helen Ahner/Alexander Renz

Staatgalerie, Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Staatliche Hochschule für Musik und Darstellende Kunst, Württembergische Landesbibliothek, Hauptstaatsarchiv Stuttgart – das sind die Institutionen, die die sogenannte Kulturmeile entlang der Konrad-Adenauer-Straße in Stuttgart bilden. Den (vorläufigen) Abschluss dieses Straßenzuges markiert seit April 2018 das Stadtmuseum Stuttgart. So nennt sich das neue Haus allerdings nicht, sondern »StadtPalais – Museum für Stuttgart«. Und das wirkt angesichts der direkten Nachbarschaft samt Blick auf Landesmuseum, Kunstmuseum und Landtag auch irgendwie angemessen(er). Palais klingt nach Hochkultur, Bedeutsamkeit und Größe. Als eine der wenigen deutschen Landeshauptstädte hatte Stuttgart bis dato kein Museum für Stadt und Stadtgeschichte. Wennschon, dennschon.

Zwei Autor*innen

Unser Besuch des Stadtpalais erfolgte weitestgehend unvorbereitet bzw. unvoreingenommen – so unvoreingenommen zwei Doktorand*innen der Kulturwissenschaft mit Museumserfahrung sein können. Wir erkundeten das Haus möglichst unabhängig voneinander und unsere zwei Perspektiven sind im Folgenden auch getrennt voneinander zu lesen. Beide Lesarten – um nichts Anderes als angebotene Lesarten handelt es sich bei Ausstellungsrezensionen – des Besuchs im Stadtpalais gehen möglichst dicht beschreibend vor und verbinden

diese dichte Beschreibung mit Assoziationen, Irritationen und Interpretationen. Durch eine solche Darstellung versuchen wir erkenntlich zu machen, wer von uns spricht und so Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowie neuralgische Punkte der Schau zu offenbaren. Damit wollen wir der Frage »Wer spricht?« in der Ausstellung auf die Spur kommen und die angebotene Erzählung des Museums analysieren.

Perspektive 1

Der Versuch, eine Rezension über das Stadtmuseum der Stadt Stuttgart zu schreiben, führte zu temporärer Verwirrung, denn welches ist es? Hat nicht neulich ein Museum namens »Hotel Silber« eröffnet? Ist das Stadtmuseum Teil des Landesmuseums? Nein, es ist das kürzlich eröffnete StadtPalais – Museum für Stuttgart. Vor Ort angekommen, fällt zuallererst die Lage am Charlottenplatz direkt an der viel befahrenen B14 auf. Straßen, Automassen, Feinstaub – das passt als erste Assoziation irgendwie gut zu einem Stadtmuseum über Stuttgart.

Das erste auffällige Exponat ist das prachtvolle und frisch renovierte Museumsgebäude mit seinem herrschaftlichen Treppenaufgang. Erbaut 1840 als Wilhelmspalais für die württembergischen Prinzessinnen Marie und Sophie – so heißen auch die zwei Veranstaltungsräume in den Flügeln des Hauses; 1887 Einzug Wilhelms II. von Württemberg mit Gattin; 1918 dringen Revolutionäre ein, der König tritt zurück, die Monarchie ist beendet; 1929 wechselt das Gebäude in den Besitz der Stadt. 1933 zieht der Sicherheitsdienst der SS ein, 1936 das Ehrenmal der Leistungen der Deutschen im Ausland und das Museum des Volkstums; im Krieg bis auf die Außenmauern zerstört; 1965 wiedereröffnet

als Stadtbücherei; 2013 Beginn des Umbaus für das Stadtmuseum. Auf den Stufen liegen Kissen aus, Leute sitzen in der Sonne, trinken Kaffee und unterhalten sich. Zweite Assoziation: Öffnung des Hauses, Schaffung eines (halb)öffentlichen Raums, Einladung zum Verweilen. Die drei durch Zacken ersetzten »A«s im Schriftzug »StadtPalais« des Museumslogos über dem Eingang irritieren. Was soll symbolisiert werden? Passend zum Palais eine Krone? Das Logo sorgt nicht nur bei mir für Irritationen, sondern löste laut einem Zeitungsartikel der Stuttgarter Nachrichten sogar einen »Sturm der Entrüstung« aus. Anscheinend lasen Leute »Stadtpolizei« oder »Stadtpein« anstatt »StadtPalais«. Dabei sollen die drei Zacken für den Dreiklang aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stehen, wie ich aus demselben Artikel erfahre. Das Foyer ist weitläufig, begrüßt die Besucher*innen mit hellem Holz und eröffnet den Blick auf ein Café namens »drinnen & draußen« linker Hand und die Kasse/Information auf der rechten Seite. Ins Auge fallen verkehrt herum von der Decke hängende Straßenlaternen. Assoziation: Hier wird alles auf den Kopf gestellt. Sinnbild für das, was kommt? Bei den Straßenlaternen handelt es sich um ein Kunstwerk namens »Straßenlaternen – wir waren draußen drinnen« der Künstlerin Anike Joyce Sadiq, das so geschaltet ist wie die »echten« Laternen der Stadt.

Für einen Mittwochmittag ist das Museum gut besucht, viele Gruppen älterer Menschen fallen auf. Die Dauerausstellung ist kostenlos, der Empfang an der Information sehr freundlich. Zusätzlich zur Dauerausstellung gibt es ein Stadtlabor im Keller, (aktuell) eine Sonderausstellung zu Graffiti und (aktuell) eine zum ehemaligen Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel. Der Flyer spricht die Besucher*innen di-

rekt und kumpelhaft an und duzt: »Endlich gibt es mitten im Herzen der Stadt einen Ort, an dem sich alles um Stuttgart dreht. Hier wird Stuttgarter Geschichte erzählt, urbane Gegenwart gelebt und die Zukunft Eurer Stadt diskutiert. Schön, dass Ihr da seid.« Ich bin gespannt. Der Aufgang zur Dauerausstellung ist zu beiden Seiten möglich. Der vermeintliche erste Stock entpuppt sich als Zwischengeschoss mit Schließfächern (alle belegt!) sowie Toiletten und bietet erneut die Gelegenheit, auf das Straßenlaternenkunstwerk sowie ins Foyer zu blicken. Anders als der Eingangsbereich, wirkt dieses Halbgeschoss niedrig und ich verlasse es zügig in Richtung der Dauerausstellung namens »Stuttgarter Stadtgeschichten«. Eine geführte Gruppe blockiert den aus Vitrinen bestehenden und dem Eingang vorgelegerten Prolog und ich weiche in einen Gang aus. Dieser ist mit ein paar Designersitzmöbeln sowie einem Ölgemälde einer Stuttgarter Straßenszene bestückt. Zu meiner Überraschung ist die Türe zu einem großzügigen Balkon geöffnet und man hat einen wunderbaren Blick auf die Stadt und das Kunstmuseum. Zurück zum Prolog, dem Vitrinentisch. Zu sehen ist eine wilde Mischung verschiedener Objekte und Objektgattungen: eine Bronzestatuette neben einem archäologischen Fund, ein VfB-Trikot nach Holzspielzeug. Anstatt klassischer Objekttexte – unklar bleibt dadurch, ob es sich um Originale handelt – werden zu jedem Exponat Fragen gestellt. Tenor: Wer oder was ist Stuttgart? Das funktioniert gut und regt an. Man betritt den Hauptraum und steht direkt vor einer (sehr großen) runden, topografischen Reliefkarte. Von mehreren Punkten aus lassen sich verschiedene geografische und meteorologische Ebenen auf die Karte projizieren. Der Flyer dazu: »Im riesigen Stadtmodell wird das Stuttgart der Gegenwart zum

multimedialen Erlebnis.« Naja. Blickt man über das Stadtmodell, ermöglicht eine Fensterfront den Blick zur Rückseite des Gebäudes hinaus und den Talkessel, in dem die Innenstadt liegt, hinauf. Überhaupt fällt als wiederkehrendes Element das Spiel mit drinnen und draußen auf. Die zahlreichen Fenster dienen allerdings nicht bloß als Blickachsen, denn die Ausstellung funktioniert größtenteils mit Tageslicht. Links und rechts neben dem Ein- und Ausgang gibt es zwei Filmnischen, die sich leicht übersehen lassen. Film 1 heißt »Stuttgart spricht« und zeigt mehr oder weniger langweilige Antworten einer Fußgängerzonenbefragung auf die Frage »Wie ist Stuttgart und sind die Stuttgarter*innen?« mit der vorhersehbaren Bandbreite von »sehr reserviert« bis »total offen«. Film 2 ist mit »Stuttgart erinnert sich« überschrieben und dokumentiert in kurzen Episoden die wichtigsten Ereignisse der jüngeren Stadtgeschichte, wie die letzte Meisterschaft des VfB Stuttgart (noch gar nicht so lange her!) oder den Abriss des Kreativareals Wagenhallen im Norden Stuttgarts im Zuge der Bauarbeiten zu Stuttgart 21.

Der eigentliche Hauptteil der Ausstellung befindet sich zu beiden Seiten der interaktiven Karte und zeigt sogenannte »Stadtgespräche«. Diese Stadtgespräche sind Themeninseln mit jeweils einem oder zwei Sujets, die aus ineinandergeschobenen schwarzen und weißen Blöcken bestehen. Die schwarzen Teile sind über Eck mit den Titeln der Stationen (zum Beispiel »MIT/SPRACHE«, »GROSSSTADT/OHNE ZOO«, »AUSBRUCH/DURCHBRUCH«) überschrieben. Visuell erinnert das sehr an die Gestaltung anderer Dauerausstellungen aus den letzten Jahren, wie zum Beispiel im Historischen Museum in Frankfurt a. M. oder dem Ruhr Museum in Essen. Warum die Themeninseln schwarz und weiß sind, bleibt mir unklar, denn es handelt

sich weder um gegensätzliche, noch um in sich widersprüchliche Thematiken. Überhaupt erschließt sich die Zusammenstellung der Stadtgespräche nicht immer, wenn etwa »OBEN/UNTEN« zum Bahnprojekt Stuttgart 21 mit »FÜR ALLE OFFEN/SCHRANKEN« über Homosexualität oder die Sportstation »FUSS/BALL« mit »RIESLING/STREIT« über einen historischen Konflikt um die Weinqualität kombiniert werden. Der schwarze Teil einer jeden Station übernimmt die Funktion des Eyecatchers, zeigt wenige oder nur ein Exponat und stellt im Text – ähnlich dem Prolog – Fragen. Zusätzlich ertönt die Stimme von Erzähler*innen, sobald man sich dem Objekt bzw. den Objekten nähert. Mal sind das Zeitzeug*innen, mal Expert*innen, mal Objektbesitzer*innen. Beim Lesen der Fragetexte irritiert der Sound gelegentlich, da er frontal und dauerhaft schallt und schon bei kleinen Bewegungen erneut startet. Trotzdem wissen diese Bereiche aufgrund von gelungenen Exponaten und guten, provokanten Fragen in den meisten Fällen zu überzeugen.

Das weiße Modul hingegen enttäuscht an manchen Stationen, da es in der Ausführlichkeit stark variiert. Es bildet eine Art Rückseite, liefert Kontext, zusätzliche Informationen und weitere Objekte. Die Station »GROSSSTADT/OHNE ZOO« thematisiert unter anderem die in Nills Tiergarten, dem Vorgänger des heutigen zoologisch-botanischen Gartens Wilhelma, gezeigten Völkerschauen. Beim Blick durch ein Guckloch ist jedoch keine Aufnahme einer Menschenschau zu sehen, sondern der Satz »Wir zeigen aus Respekt vor jenen Menschen keine Aufnahmen.« Das ist ein Überraschungsmoment, ich werde meines eigenen Voyeurismus überführt und das Thema Kolonialismus in der Stadt wird »en passant« gezeigt. Der Umgang mit sensiblen Themen funktioniert nicht über-

all so gut. Bei der Insel »WURDE/VERLEGT« zur Tötungsanstalt Grafeneck, wo in der Zeit des Nationalsozialismus über zehntausend Menschen mit Behinderung getötet wurden, werden auf einem Display die Namen der Ermordeten eingeblendet. Leider sieht diese – an sich richtige und zeitgemäße – Personalisierung der Opfer wie ein Bildschirmschoner aus den 1990er Jahren aus. Wünscht man (ich) sich hier eine andere Art der Darstellung, dürfte es an anderen Stellen gerne etwas mehr Erläuterung sein. Nicht unbedingt inhaltlich, sondern vor allem gestalterisch. Im weißen Teil der Stadtgespräche ist häufig zusätzlich zu den Objekten, Texten und interaktiven Elementen ein aus Draht geformtes Porträt auf rosafarbenem Grund zu sehen. Darunter lässt sich eine Schublade mit der Biografie der illustrierten Person hervorziehen. Erst im Gespräch mit einem Museumsmitarbeiter erschließt sich die Absicht dieser Darstellung: das hierarchiefreie Zeigen unterschiedlich berühmter Stuttgarter Persönlichkeiten. Einen Hinweis auf diesen sympathischen Zugang sucht man vergeblich. An die Themeninseln schließen sich die Bereiche »Gestalt« und »Geist« an. Sie bestehen jeweils aus einem Touchtisch und einem dahinterstehenden Regal mit weißen Gipsabgüssen bekannter Stuttgarter Gebäude und Gegenstände. Ich wandle andächtig durch die klinisch reduzierten Regale mit Formen und schaue mir die Bilderstrecke zum Fußballstadion samt Designminiatur auf dem digitalen Tisch an. Was ich nicht verstanden habe, ist, dass man jeden der Abgüsse aus dem Regal nehmen und auf den Tisch legen kann und soll, damit zusätzlich Informationen erscheinen. Um darauf zu kommen, musste ich zwei ältere Herren, ganz schwäbische Tüftler, belauschen: »Des isch raffiniert gemacht.« Insgesamt wird sich in der Ausstellung auf-

fallend viel unterhalten und es ist meistens mindestens eine geführte Gruppe im Raum. Auch hier lohnt sich das Zuhören. So erfahre ich zu dem bei »OBEN/UNTEN« ausgestellten und über und über mit Anti-Stuttgart-21-Aufklebern beklebten Hocker, dass es sich beim Besitzer wider Erwarten um einen Stuttgart-21-Befürworter handelt. Er ist mit dem Hocker durch die Stadt gezogen, hat die Aufkleber der Gegner entfernt und sie in Ermangelung eines Mülleimers auf seinen Hocker geklebt. Das sind tolle Objekte, die gut funktionieren, allerdings bin ich mir nicht mehr sicher, ob diese (entscheidende) Information ohne Führung gegeben wird. Die Stadtgespräche werden von zwei sogenannten »Jahrhunderträumen« flankiert. Sie widmen sich dem 19. und 20. Jahrhundert und zeigen chronologisch Stadtgeschichte im Dialog mit der architektonischen Stadtentwicklung. Beide Räume bestehen aus so vielen Objekt-, Text- und Interaktionsebenen, dass lediglich einzelne Objekte, zum Beispiel ein Glas mit einem Kilo Feinstaub, gesammelt an einem Ort der Stadt binnen weniger Tage, und viele »Defekt«-Schilder in Erinnerung bleiben.

Perspektive 2

Zuerst fallen die Menschen auf, die auf den Treppen zum Stadtpalais die Sonne genießen, auf bunten Filzpolstern sitzen und Kaffee trinken – gemütlich und so präventiv, wie Stuttgart eben sein kann. Dann dringen die monumentale, klassizistische Architektur, die erhabene Lage, das luxuriöse Eingangsportal langsam ins Bewusstsein. Die Eingangshalle erinnert an eine Hotellobby: edles Interieur, mildes Licht, helles Holz, in der Mitte eine Lampeninstallation aus Straßenlaternen, die verkehrt herum von der Decke hängen und den Stadtraum ins Museum

katapultieren sollen. Es ist ein gewöhnlicher Mittwochnachmittag, unter den Straßenlaternen versammeln sich Rentner*innen-Ausflugsgruppen, um durch die Ausstellung geführt zu werden. Diejenigen, die schon damit fertig sind, essen im Museumscafé eine Butterbrezel und besprechen den Besuch. Im zweiten Stockwerk befindet sich die Dauerausstellung. Als Startpunkt, den Ausstellungsräumen noch vorgelagert, fungiert ein Tisch mit dem Stuttgarter Fernsehturm aus Bauklötzen, einer alten Wiege, Gläsern mit Stuttgartaufdruck, einem VfB-Trikot und vielem mehr. Die Objekte stellen immer und immer wieder die gleiche Frage: Wer oder was ist eigentlich ein Stuttgarter? Antworten bietet der Tisch keine, dafür noch mehr Fragen: Ist man manchmal Stuttgarter und manchmal nicht? Verändert sich die Zugehörigkeit im Laufe des Lebens oder mit den Umständen? Der Prolog der Ausstellung ist ein Lehrstück der kontemporären Identitäts(de)konstruktion, an der sich viele Museen versuchen und die hier dank Objekt- und Fragenauswahl sehr gut funktioniert. Mir stellte sich dennoch die Frage, was ist mit den Stuttgarter*innen, denn auf gendersensible Sprache verzichtet die Ausstellung. Dann geht es in den eigentlichen Ausstellungsraum.

An dessen Anfang wartet ein interaktives Stuttgartmodell. Die Besucher*innen werden per Touchscreen zu Lenker*innen des Stadtgeschicks, lassen Gewitter aufziehen, Wasserreservoirs hervortreten und Temperaturunterschiede augenscheinlich werden. Es wird deutlich: Stuttgart ist eine Stadt in vielen Senken und auf vielen Hängen. Was das Modell nicht darstellt, sind die Bewohner*innen. Um etwas über sie zu erfahren, gibt es die zahlreichen Themeninseln, die dicht an dicht den Hauptraum füllen. Die kubischen Blöcke haben einen schwarzen Teil mit einer großen Vitri-

ne, in der schaukräftige Objekte die Aufmerksamkeit fesseln, und einen weißen Teil, der mit vielen Informations- und Partizipationsangeboten aufwartet. Jeder Block thematisiert eine oder zwei Facetten des gegenwärtigen und historischen Stadtlebens. Es geht um den Zoo »Wilhelma« und die Weißenhofsiedlung des Deutschen Werkbundes, Stuttgart 21 und die RAF, die Musikszene und die Zünfte der Stadt. Was in den Vitrinen gezeigt wird, ist so unterschiedlich wie die Themen, denen sie sich widmen: ein ausgestopfter Vogel Strauß, ein über und über mit Stickern beklebter Hocker, diverse alte Tonträger ... Beim Herantreten an die einzelnen Themenblocks erklingt ein Hörstück. Jemand erzählt vom Ankommen in Stuttgart, von Sonntagsausflügen oder singt ein Lied. In den Tonaufnahmen fließen Fakt und Fiktion ineinander über, Originalaufnahmen und Neuproduktionen wechseln sich ab. Während man zuhört und versucht, gleichzeitig die Texte zu lesen, kann man Knöpfe drücken und Schubladen öffnen, um noch mehr zu entdecken. Überhaupt gleicht der Ausstellungsbesuch einer Entdeckungsreise. Es ist keine klare Gangrichtung vorgegeben, kein Einführungstext strukturiert die Erfahrung oder gibt Anleitung, wie die Ausstellung zu verstehen ist. Die Besucher*innen finden sich hineingeworfen in die Darstellung eines Stadtlebens, das alles andere ist, als es das Schwarz-Weiß der Themeninseln suggeriert. Neben diesen Themenblöcken ergänzen zwei interaktive Tische den Hauptraum. Aus dahinterstehenden Regalen können Besucher*innen Bauwerke oder Alltagsgegenstände auswählen, auf den Tisch stellen und sich dann durch Bilder und Informationen navigieren, die auf den Touch-Bildschirmen erscheinen. Auch hier ist im Vorteil, wer seinem Entdeckerdrang folgt – zögerlichen, wohlgezogenen Museumsbe-

sucher*innen fehlt es an Mut, die skulpturalen Miniaturen aus dem Regal zu nehmen. Sie verweilen schwelgend vor den Regalen und erkennen in ihnen eher Objekte der Betrachtung als der Berührung. Der große Ausstellungsraum mit den Themeninseln wird ergänzt und vervollständigt von zwei Räumen, die sich jeweils einem Jahrhundert Stadtgeschichte chronologisch widmen, einmal dem 19. und einmal dem 20. Auf großen, vollgepackten Inseln, teils schwarz, teils weiß, türmen sich die Objekte. Daneben und darum herum Texte, Daten, Interaktionsmöglichkeiten und handgeschriebene »Defekt«-Schilder. Überfordert von der schiereren Menge an Dingen und Informationen bleibt den Besucher*innen auch hier nichts weiter übrig, als sich hineinzustürzen in die Masse, auf die Gefahr hin, sich darin zu verlieren, und mit der Hoffnung, noch mehr über Stuttgart herauszufinden. Am Ende des Ausstellungsbesuchs lohnt sich ein Gang auf den majestätischen Balkon des Stadtpalais. Unterhalb rauschen die Autos vorbei, davor liegen Schloss, Kunstmuseum und Königsstraße, links und rechts erstreckt sich die Stadt mit ihren Nachkriegsgebäuden und Kultureinrichtungen. Wer auf dem Balkon steht, ist darüber erhaben und doch mittendrin – ganz wie das Stadtpalais.

Fazit

Der Bezeichnung Stadtmuseum haftet (immer noch?) das Regionale, Heimatliche und Verstaubte, ja Provinzielle an. Das Stadtpalais ist nicht das erste städtische Museum, das diese Assoziationen begrifflich zu vermeiden versucht. So nennt sich das Stadtmuseum Wien »Wien Museum« oder das profilierte Stadtteilmuseum und ehemalige Heimatmuseum in Neukölln schlicht »Mu-

seum Neukölln«. Stadtmuseen sind keine für sich stehende Museumsgattung, insbesondere ihr Verhältnis zu Heimatmuseen ist historisch alles andere als trennscharf. Ausgangspunkt eines Großteils der Stadtmuseen (aber lediglich der ersten Heimatmuseen) war die Mitte des 19. Jahrhunderts, gegründet wurden sie zumeist von bürgerlichen Initiativen. Was sie auszeichnete, ist die Universalität ihrer Sammlungen, die den Anspruch der städtisch-bürgerlichen Lebenswelt reflektiert und nur durch eine räumliche Begrenzung, in diesem Fall auf das Städtische, möglich war. Gemessen an ihrer großen Anzahl (aber entsprechend ihrer meist geringen Besuchszahlen) fristeten Stadtmuseen in Museumstheorie und Museologie lange Zeit ein untergeordnetes Dasein. Wenn, dann konzentrierte sich das Interesse auf einige wenige Häuser, wie zum Beispiel in den 1970er Jahren auf das Historische Museum in Frankfurt a. M. Nicht nur auf Grund der allgemeinen musealen Herausforderungen (steigender Quotendruck, Verknappung von Budgets, Wegfall des Bildungsbürgertums, Konkurrenz durch andere Freizeitangebote etc.), sondern weil sie zunehmend als Akteure in einer von Mobilität, Migration und sozialer Polarisierung herausgeforderten urbanen Gesellschaft erkannt werden, wird die Rolle von Stadtmuseen in den letzten Jahren verstärkt diskutiert – sowohl von der Stadtgesellschaft als auch von der Wissenschaft.¹ Ein Blick auf das neue Interesse an Stadtmuseen zeigt folgende

1 Zu nennen wäre beispielsweise: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern (Hg.): Forum für alle – Museen in Stadt und Gemeinde. München 2007; Claudia Gemmeke, Franziska Nentwig (Hg.): Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen. Bielefeld 2011; LWL-Museumsamt für Westfalen (Hg.): Stadtmuseen: Konzepte – Perspektiven – Erfahrungen. Münster 2015.

Tendenz: weg von sammlungszentrierten, chronologischen Präsentationen von Stadthistorie an auratischen Orten der Legitimation (historisches Museum), hin zu thematischen, partizipativen, gegenwartsbezogenen und offenen Orten der Begegnung und Diskussion, gerne »Labor« oder »Forum« genannt. Was bleibt, ist die Lebenswelt Stadt als Ausgangs-, Dreh- und Angelpunkt eines jeden Stadtmuseums. In Stuttgart wurde bereits 2007 ein Planungsstab mit der Konzeption für ein »Stadtmuseum für das 21. Jahrhundert« beauftragt. Das darin formulierte Ziel: »[D]ie Geschichte der Stadt mit aktuellen Fragen und einer Diskussion der Zukunft verbinden [und] die Besucher anregen, sich aktiv und selbstkritisch mit der Frage der lokalen Identität auseinanderzusetzen.«² Im Mittelpunkt des Museumskonzepts sollten die Menschen und ihre Lebenserfahrungen stehen. Vermittlung war zentral gesetzt und eine hohe Erlebnisqualität sollte verschiedene Besucher*innengruppen ansprechen – zwangsläufig, da die Kommunalpolitik eine Besuchszahl von über hunderttausend pro Jahr explizit einforderte. Das Stadtpalais konnte (oder musste) auf keine (beziehungsweise eine lediglich sehr kleine) Sammlung zurückgreifen. Damit war das Haus nicht verpflichtet, bestimmte Bestände zu zeigen, sondern konnte eine eigene Sammlungskonzeption und Sammlung entwickeln. Die Freude über diesen Umstand merkt man der objektreichen Dauerausstellung an, der Schwerpunkt liegt auf der jüngeren Vergangenheit. Es wird ein facettenreiches Bild von Stuttgart gezeichnet, das die Stadt als divers

und widersprüchlich zeigt. Das Multiperspektivische ist eine Stärke der Ausstellung und ermöglicht sicherlich vielen Besucher*innen, sich darin wiederzufinden (eine Besucherin zu ihrem Mann: »Des isch der Hammer. Klar erinner' ich mich!«). Die Vielfalt und Vielzahl funktioniert bei den Objekten und Themen gut. Bezüglich der Informationsebenen und -dichte schießt die Ausstellung partiell über das Ziel hinaus. Insbesondere, da es der Ausstellung manchmal an einer erkennbaren Struktur, an der man sich entlanghangeln kann, und an Erklärungen, wie mit den einzelnen Angeboten umzugehen ist, fehlt. Die Unübersichtlichkeit und das Alleingelassenwerden zwingt die Besucher*innen aber auch eigene Wege zu gehen, und sich ein eigenes Bild zu machen, da es vor allem bei den Stadtgesprächen kein vorgegebenes oder gar affirmatives Narrativ gibt. Somit löst das Museum den Anspruch »kritische Selbstbefragung und Selbstvergewisserung zu ermöglichen«³ durchaus ein. Partizipation wird sehr ernst genommen, aber leider manchmal übertrieben. Nicht alles wird interessanter, nur weil man eine Schublade herausziehen oder einen Deckel öffnen kann. Ausgesprochen gut gelingt dem Stadtpalais die Verbindung von drinnen und draußen, die Verbindungen zur Stadt, die man dank vieler Fenster und zahlreicher Sichtachsen immer im Blick hat. Angesichts der diversen defekten Elemente in der erst einjährigen Ausstellung, dem Veranstaltungskalender des Hauses und den Verlautbarungen der Verantwortlichen, können wir uns dem Eindruck nicht erwehren, dass die Dauerausstellung nicht die höchste Priorität auf der Agenda hat. Sitzt man nach dem Ausstellungsbesuch mit einem Kaffee vor dem Museum im Sonnenschein auf den Treppenstufen

2 Anja Dauschek (Hg.): Ein Stadtmuseum für das 21. Jahrhundert: Ergebnisse eines internationalen Expertenhearings im Rahmen der Planung für das Stadtmuseum Stuttgart. Stuttgart 2008, S. 10.

3 Ebd.

und blickt auf Landtag, Schloss, Kunstmuseum und umgebende Hänge, ist das Stadtpalais vor allem ein guter Ort. Und leistet alleine damit mehr als manche Dauerausstellung für das Verständnis der Stadt. Das mag nicht allen gefallen, für uns hat es funktioniert, als Museum über Stuttgart, aber mehr noch als Museum für Stuttgart.

Helen Ahner studierte Allgemeine Rhetorik und Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen und ist derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Ludwig-Uhland-Institut für EKW. In ihrem Promotionsprojekt geht es um »Planetarien: Wunder der Technik – Techniken des Wunderns«.

E-Mail: helen.ahner@uni-tuebingen.de

Alexander Renz studierte Politik- und Empirische Kulturwissenschaft und ist derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen im DFG-Projekt »Szenografische Museumsausstellungen«.

E-Mail: alexander.renz@uni-tuebingen.de

neu gelesen: Edward P. Thompson

Edward P. Thompson, Customs in Common. Studies in Traditional Popular Culture, New York (The Merlin Press) 1991.

Edward P. Thompson, Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse (2 Bde.), Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1987 [EA: The Making of the English Working Class, London (Victor Gollancz) 1963].

Wer um die Jahrtausendwende ein Geschichtsstudium begonnen hat, dürfte rasch registriert haben, dass in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft ein Schisma zwischen Sozialgeschichte auf der einen und Alltagsgeschichte, Kulturgeschichte und Historischer Anthropologie auf der anderen Seite existierte. Das Schisma schien Bestandteil der natürlichen Ordnung der Disziplin zu sein. Wer dann jedoch anfing, Edward Palmer Thompson zu lesen, dem oder der mussten Zweifel an dieser Ordnung kommen. Waren Thompsons Arbeiten Sozialgeschichte? Alltagsgeschichte? Kulturgeschichte? Dass sich diese Frage nach wie vor nicht eindeutig beantworten lässt, macht den Reiz aus.

Den Inhalt zweier dichter, materialreicher und umfangreicher Bücher kurz und bündig zusammenzufassen, ist im Grunde unmöglich, im konkreten Fall aber auch nicht nötig. Schließlich gehört es zum Wesen von Klassikern, dass man weiß, worum es geht. Eine Neubesprechung kann daher beide Bücher als *bekannt* voraussetzen, ohne sie als *gelesen* voraussetzen zu müssen.

Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse zeichnet die Konflikt- und Organisationsgeschichte radikaler Bewegungen von 1780 bis in die 1830er Jahre nach,

eingebettet in struktur- und erfahrungsgeschichtliche Ausführungen zu handwerklichen Arbeits- und Lebensverhältnissen. Thompson entwickelte die These eines kontinuierlichen jakobinisch-plebejischen Untergrunds, der sich bei jedem Ausbruch von Unruhen erneut Geltung verschafft habe. In »jeder Stadt und in vielen Dörfern« gab es irgendjemanden »mit einer Kiste oder einem Regal voll radikaler Bücher, der seine Zeit abwartete, hie und da, im Wirtshaus, in der Kapelle, in der Schmiede oder beim Schuhmacher ein Wort fallen ließ und auf das Wiederaufleben der Bewegung wartete.« Aus dieser Tradition sei die englische Arbeiterklasse hervorgegangen.

Nach eigener Aussage begannen unmittelbar nach seiner Studie zur englischen Arbeiterklasse Arbeiten an den in *Customs in Common* versammelten Texten, die aber mehrfach unterbrochen und mit zeitlicher Verzögerung wieder aufgenommen wurden. Einige von ihnen gelten inzwischen selbst als Klassiker, etwa *Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism* oder *Rough Music*. Die Fallstudien widmen sich einer Neuvermessung des (englischen) 18. Jahrhunderts. Sie entwickeln das Theorem einer kulturellen Klassenspaltung, unternehmen eine materialreiche Rekonstruktion der Volkskultur und eine konflikttheoretische Neubestimmung des Kulturbegriffs. Herzstück ist der Aufsatz *The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century*. Thompson zielte darin auf das Verständnis des sozialen Sinns und der Handlungslogik kollektiver Protestformen. Konkret geht es um die Hungerrevolten und Brotunruhen des 18. Jahrhunderts, namentlich in England. Thompson band das Konzept explizit an diesen historischen Kontext und verlieh ihm damit einen sehr viel präziseren Sinn als das in aktuellen Debatten der Fall ist.